



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Marina Lewycka

Lubetkins Erbe
oder
Von einem, der nicht auszog

Roman

Deutsch von
Sophie Zeitz

dtv

Von Marina Lewycka
sind bei dtv außerdem erschienen:
Kurze Geschichte des Traktors auf Ukrainisch (21101)
Caravan (21201)
Das Leben kleben (21349)
Die Werte der modernen Welt unter Berücksichtigung
diverser Kleintiere (21534)

Für Kira, Maya und Yanja



Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2016 Marina Lewycka
Titel der englischen Originalausgabe:
The Lubetkin Legacy: (Fig Tree/Penguin, London 2016)
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München,
unter Verwendung eines Fotos von gettyimages/A-Digit
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Caslon 11/13,85
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26160-9

»Nichts ist zu gut für die einfachen Leute.«

Berthold Lubetkin
(Architekt des Finsbury Health Centre
von 1938 in London)

BERTHOLD Süßer Sherry

»Lass nicht zu, dass sie die Wohnung kriegen, Bertie!«, ächzte meine Mutter, als man sie auf der Bahre wegtrug, und klammerte sich an meine Hand wie an ihr Leben. Ich wurde die schreckliche Szene nicht los, als ich in einem Nebel aus Trauer, Schuldgefühlen und süßem Lidl-Sherry grübelte, was ich übersehen haben könnte.

Der Tag hatte ganz normal angefangen: mit meinem Morgenspaziergang, um Milch und die Zeitung zu holen, und einem Abstecher zu Luigi's auf dem Rückweg, wo ich mir den kleinen Luxus eines Latte macchiato gönnte – ansonsten lebte ich bescheiden, möchte ich hinzufügen –, das kräftige Kaffeearoma eine Genussexplosion in meiner unaufregenden Welt. Ich trank aus, zahlte und trat auf die Straße, als plötzlich aus dem Nichts ein weißer Lieferwagen heranraste. Eine Taube, die ein Stück weiter auf der Straße nach Abfällen suchte, war nicht schnell genug. Ich hörte den dumpfen Aufprall. Betäubt fiel der Vogel auf den Asphalt, dann begann er verzweifelt mit einem Flügel zu schlagen. Ich wusste, das nächste Auto würde ihm den Garaus machen, also bückte ich mich und hob ihn auf. Er zappelte flatternd in meinem Griff, aber ich hielt ihn fest und trug ihn sicher in die umzäunte Grün-

anlage vor unserem Wohnblock, wo ich ihn unter einem Kirschbaum ins Gras setzte. Als er davonflog, sah ich, dass er nur ein Bein hatte. Wo das zweite sein sollte, ragte ein rosa Stumpf aus dem schmutzigen Untergefieder. Auch er war vom Leben gezeichnet – wie ich.

Zurück in der Wohnung spürte ich, dass etwas nicht stimmte. Flossie, unsere afrikanische Graupapageiendame, hüpfte auf der Käfigstange unruhig von einem Fuß auf den anderen und kreischte mit ihrem penetranten Dalek-Akzent: »Gott ist tot! Erster März 1932!«

Mum hatte noch im Bett gelegen, als ich ging, doch jetzt lag sie mit geschlossenen Augen auf dem Teppich im Wohnzimmer, und ein dünner, säuerlich riechender Spuckefaden rann ihr aus dem Mundwinkel. Auf dem Tisch stand eine halbleere Sherryflasche. Sorge stieg in mir auf, mit einem Anflug von Ärger. Verdammt, es war erst neun Uhr morgens, und sie hatte schon zur Flasche gegriffen.

»Mum? Alles in Ordnung?«

»Jetzt bist du allein, mein Junge.«

Als ich mich bückte, um ihr eine Strickjacke um die Schultern zu legen, griff sie nach meiner Hand.

»Lass nicht zu, dass sie die Wohnung kriegen, Bertie!«

»Wer denn, Mum? Wer sind *sie*?«

Seufzend schloss sie wieder die Augen. Höchstwahrscheinlich eine Überdosis Sherry – es wäre nicht das erste Mal –, aber zur Sicherheit rief ich den Arzt.

Dr. Brandeskievich, ein schnurrbärtiger alter Krauter, der meiner Vermutung nach einst Mutters Liebhaber gewesen war, hielt das Stethoskop länger als nötig an ihre Brust und gab mitfühlende Schnalzlaute von sich, die sich wie die Krümel seines Frühstücks im Dickicht seines Bartes verfangen.

»Arme kleine Lily. Wir schicken dich lieber ins Krankenhaus.«

Dann rief er den Rettungswagen, und ich packte ihre Tasche.

»Vergiss mein Schminkzeug nicht, Bertie!«

Mutters Eitelkeit war rührend. Gestern noch hätte man gesagt, sie habe sich mit ihren zweiundachtzig Jahren gut gehalten, doch über Nacht schien sich alles an ihr verändert zu haben – Wangen und Lippen hatten die Farbe verloren, ihre Augen waren tief eingesunken, und irgendwie sah sie nicht mehr wie meine Mutter aus, sondern wie eine müde Fremde, die sich für meine Mutter ausgab. Wo kam diese Veränderung her? Sie hatte sich so langsam angeschlichen, dass ich nicht mitbekommen hatte, wann sich meine unbezwingbare Mutter in eine gebrechliche alte Dame verwandelt hatte.

Dann kam der Rettungswagen, und zwei Sanitäter hoben sie auf die Trage. Durchs Fenster sah ich, wie sie sie den gewundenen Pfad entlang durch den Kirschgarten trugen. Eine Windböe erfasste die Decke, und Mutters weißes Nachthemd flatterte wie eine Motte. Ich hatte einen Kloß im Hals.

Dr. Brandeskievich klopfte mir tröstend auf die Schulter. »Sag Bescheid, wenn du was zum Schlafen brauchst.«

Als das Martinshorn draußen verklang, legte sich eine bleierne Stille über die Wohnung; selbst Flossie machte keinen Mucks, als lauschte sie sehnsüchtig auf die Stimme ihrer Herrin. Die beiden hatten eine merkwürdige Sado-Maso-Beziehung gehabt. In Mutters Zimmer hing ein Hauch von L'Heure Bleue in der Luft, und die Fährte verstreuter Kleider am Boden betonte ihre Abwesenheit noch: flauschige hochhackige Pantöffelchen, eine weiße

Kaschmirstola mit Mottenlöchern, ein cremefarbenes Unterkleid mit einem mysteriösen braunen Fleck, ein Paar zerknitterte Satinschlüpfer. Das schamlose Herumliegen von Mutters Unterwäsche löste Unbehagen in mir aus. Ich ließ alles, wie es war, ging in die Küche und machte mir mit einer Dose Thunfisch und einem Salatblatt ein Sandwich.

Am Nachmittag rief ich im Krankenhaus an – es war dasselbe Krankenhaus, in dem Mutter gearbeitet hatte, bis sie vor zwanzig Jahren in Rente ging –, und man sagte mir, Mutter schlafe und es gehe ihr gut; ich könne sie am nächsten Tag auf der Station besuchen. Als ich aufgelegt hatte, klingelte die Stille der Wohnung in meinen Ohren.

Abends wünschte ich, ich hätte Dr. Brandeskievichs Angebot mit den Schlaftabletten angenommen, aber so musste ich mich mit der halben Flasche Sherry begnügen, von dem mir schlecht wurde, ohne dass er mich müde machte.

»Gute Nacht, Flossie.«

Ich deckte den Käfig mit der Tischdecke zu, wie Mutter es immer getan hatte, damit Flossie nachts Ruhe gab.

»Gute Nacht, Flossie!«, antwortete sie.

VIOLET Vorhänge

Die Morgensonne strahlt durchs Fenster und weckt Violet viel zu früh auf. Die Vormieter haben alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war – sogar die Vorhänge. Violet verkriecht sich unter der Decke, die Jessie ihr geliehen hat. Im Bett ist es warm, doch in der Wohnung ist es kalt, und sie muss aufs Klo. Der Teppich unter ihren nackten Füßen fühlt sich klebrig an, und das Bad stinkt widerlich.

Trotzdem tut es gut, nach einem Monat auf Jessies Sofa ihre eigenen vier Wände zu haben. Außerdem hat es extrem genervt, täglich von Croydon zu pendeln. Von hier aus braucht sie nur fünfzehn Minuten mit dem Bus zum Büro. Auch wenn Madeley Court früher mal ein Sozialbau war, fürs Erste ist die Wohnung hier in Ordnung.

Sie putzt sich die Zähne, wäscht sich mit kaltem Wasser das Gesicht und trocknet es mit ihrem T-Shirt ab – die Handtücher sind noch im Koffer. Dann lächelt sie sich in dem verschmierten Spiegel an, der an der Wand festgeschraubt ist. Trotz der verstrubbelten Haare und der zombiartig verlaufenen Wimperntusche gefällt ihr, was sie sieht: eine junge Frau, die gerne lächelt, mit weißen Zähnen und guter Haut; eine junge schwarze Frau an

ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag, die gerade einen guten Job bei einer renommierten Firma in der Londoner City angetreten hat – einen Job, für den sie ausgebildet ist, auf den sie hingearbeitet hat; einen Job, den sie verdient, auch wenn sie selbst kaum glauben kann, dass sie ihn bekommen hat. Was sie jetzt wirklich dringend braucht, ist ein Kaffee.

Doch in der Küche gibt es keinen Kaffee, nicht einmal einen Wasserkocher, sondern nur ein widerliches Durcheinander aus Imbiss-Schachteln mit schimmlichen Essensresten, Plastikbesteck, halbleeren Flaschen, Zigarettenkippen, Rubbellosen, Socken, Turnschuhen, einer Unterhose, offenen Konservendosen, Chipstüten, Pizzarändern ... Ihr Blick wird glasig. Ihre Vormieter waren Studenten. Jungs. Typisch. Sie geht ins Schlafzimmer zurück – das offenbar eigentlich das Wohnzimmer ist, auch wenn drei Betten drinstehen –, zieht sich an, dann schließt sie hinter sich ab, geht die Treppe hinunter und macht sich auf die Suche nach einem Kaffee.

An der nächsten Ecke der großen Straße findet sie ein kleines braun gestrichenes Café mit einer gestreiften Markise, das Luigi's heißt. Violet bestellt einen doppelten Cappuccino und ein Croissant und holt den Laptop heraus, um ihre E-Mails zu checken. Ein Haufen Glückwünsche von ihren Freunden, einige mit E-Card-Anhängen, und eine Mail von ihrer Mutter, die ihr alles Gute zum Geburtstag wünscht und viel Glück für den neuen Job.

Danke, schreibt sie zurück, das werde ich brauchen. Ihr Posten nennt sich Trainee Account Manager in der Abteilung Internationale Versicherungen bei Global Resource Management, kurz GRM, und ihre Chefin ist die vorzüg-

liche Gillian Chambers, eine kleine kühle Frau mit leiser Stimme und knallhartem Ruf, die Violet beim Vorstellungsgespräch erbarmungslos gegrillt hat und mit keiner ihrer Antworten zufrieden schien. Bei dem Gespräch war auch Marc Bonnier anwesend, Leiter der Abteilung Vermögenssicherung und fast genauso furchteinflößend wie Gillian, trotz des Grübchens am Kinn und des funkelnden Lächelns, das Violet an Jude Law erinnert. Ihre Freundin Jessie hat ihr mal erzählt, ein Kinngübchen bei einem Mann sei ein Zeichen von Sensibilität. Es wäre bestimmt nett, für ihn zu arbeiten, denkt Violet.

Am Nebentisch sitzt ein älterer Mann mit einem hohen Latte-macchiato-Glas und liest den *Guardian*. Er hat schütteres Haar und macht ein mürrisches Gesicht. Jessies Mutter sagt, der *Guardian* mache einen unglücklicher als beispielsweise der *Daily Telegraph*. Vielleicht weiß der Mann das nicht. Ansonsten ist das Café leer. Draußen auf der großen Straße donnern Busse und Lastwagen vorbei, doch bei Luigi ist es ruhig und gemütlich, im Hintergrund läuft leise Soul-Musik, die Kaffeemaschine zischt sanft und der ältere Mann raschelt mit der Zeitung. Sie trinkt ihren Kaffee aus und will schon losgehen, um Gummihandschuhe und Mülltüten zu kaufen, doch dann greift sie zum Telefon und ruft mit der kühlen, selbstsicheren Stimme, die zu ihrem neuen Status als Finanzmanagerin passt, bei der Wohnungsagentur an.

»Die Wohnung wurde in einem unsäglichen Zustand hinterlassen. Bitte schicken Sie jemand, der sie sauber macht und in einen bewohnbaren Zustand bringt. Vielen Dank.« Ha! Das fühlt sich gut an.

Dann setzt sie sich hin und bestellt noch einen Kaffee.

BERTHOLD Ein blauer Schmetterling

Am nächsten Tag radelte ich zum Krankenhaus, schloss das Fahrrad am Zaun fest und steckte die Hosensklammern in die Anoraktasche. Mutter lag auf einer Station im ersten Stock, am Ende eines langen, nach Desinfektionsmitteln riechenden Flurs mit Abzweigungen zu unangenehm klingenden Abteilungen wie Spektroskopie, Oralchirurgie und Trauma. Meiner Erfahrung nach waren Krankenhäuser wie Todeszellen – am besten war es, sie zu meiden, doch manchmal hatte man keine Wahl.

Ich brauchte einen Moment, bis ich in der zerbrechlichen, unfrisierten alten Frau im Krankenbett meine Mutter erkannte. Sie so zu sehen war ein Schock. Spüllappengraue Haare, strähnig und ungekämmt; rosa Lippenstift, weit über die Lippen hinaus gemalt, als hätte sie ihn ohne Spiegel aufgetragen; ein Tupfer leuchtend blauer Lidschatten über einem Auge, über dem anderen nicht. Meine liebe Mum: Selbst in der letzten Stunde wollte sie gut aussehen.

»Bertie! Hol mich hier raus!«

»Wie geht's dir, Mum?«

Ich reichte ihr die Trauben, die ich mitgebracht hatte, und küsste sie ganz kontinental auf beide Wangen. Die Geste munterte sie auf.

»Mir fehlt nichts, Berthold.« Sie sah sich misstrauisch in dem Mehrbettzimmer um. »Ich will in ein staatliches Krankenhaus.«

»Aber das ist ein staatliches Krankenhaus. Du hast früher hier gearbeitet, weißt du nicht mehr?«

»Nein, ich hab oben in Homerton gearbeitet.« Das blaubemalte Lid flatterte wie ein verirrter Schmetterling. »Die wollen mich umbringen, Bertie. Sie wollen uns die Wohnung wegnehmen.« Ein paranoider Funke glomm in ihren Augen.

»Unsinn, das würden sie niemals ...«

Oder doch? Ich spürte einen Anflug von Panik hinter den Rippen. Mutter hatte immer gesagt, der Mietvertrag für die städtische Wohnung, in der sie seit dem Erstbezug in den 1950er-Jahren wohnte, werde nach ihrem Tod auf mich übergehen. Doch in letzter Zeit murmelte sie häufiger etwas von einem finsternen Plan irgendwelcher ungenannter Schurken (»sie«), uns die Wohnung wegzunehmen.

»Der globale Kapitalismus hat mir das angetan, mein Junge.«

»Wahrscheinlich war es nur der Sherry, Mum.«

»Ich hab keinen Tropfen angerührt, Bertie. Und nichts gegessen.« Sie setzte sich auf und zupfte mit fahrigten Händen ihr Nachthemd zurecht. »Sie wollen mich aushungern. Hier kriegt man nichts als ein paar Salatblätter und einen Becher Joghurt. Und rohes Obst. Pfui Teufel. In staatlichen Krankenhäusern gibt es Dosenpfirsiche in Sirup.« Meine Trauben ernteten einen verächtlichen Blick. »Hast du mir Zigaretten mitgebracht, Junge?«

»Ich glaube nicht, dass man im Krankenhaus rauchen darf.«

»Genau das meine ich! Sie wollen mich umbringen. In

einem staatlichen Krankenhaus würde so was nie passieren.«

In diesem Moment tönte ein heftiger Hustenkrampf aus dem Nachbarbett, und wir drehten uns um. Eine Greisin mit grauer runzlicher Haut ächzte und würgte und spuckte eine widerliche Menge an Schleim in die Pappschale auf ihrem Nachttisch.

»Ruhe, Inna«, rief meine Mutter. »Das hört sich ekelhaft an. Das ist Berthold, mein Sohn, der mich besucht. Sag hallo.«

»Na, Mister Berthold.« Das Weiblein sah durch lange, silberne Haarsträhnen zu mir herauf und streckte mir eine Hand entgegen, die so knochig wie ein Bündel Reisig war. »Hast du Glück, hast du schöner Junge, Lily. Zu mir kommt keiner zum Besuch.«

»Hören Sie auf zu jammern, Quengelliese«, sagte Mum. »Mach es wie die Sonnenuhr, zähl die heitren Stunden nur.« Und sie stimmte mit zitternder Stimme ihr Lieblingslied an, das ich noch aus meiner Kindheit kannte. »*Keep on the sunny side, always on the sunny side!*«

»Sonnenuhr! Haha. Keine heitren Stunden hier, Lily.« Die Greisin hielt eisern an ihrem Negativ-Kurs fest. »Zu viele verdummte Ausländer. Jeden Tag ist jemand tot.«

»Die Leute sterben, weil es ein privates Krankenhaus ist, nicht wegen der ausländischen Ärzte und Schwestern.« Mutter schürzte streng die Lippen. »Man darf nicht rassistisch sein, Inna. Das ist falsch. Wir müssen all den farbigen Menschen dankbar sein, dass sie ihre sonnige Heimat verlassen haben, um für uns zu arbeiten.«

»Aha! Gut, dass Sie sagen, ist privat.« Inna strich mit ihren dürren Händen die Decke glatt. »Hab ich gedacht, ist stattlich.«

»Nein«, versicherte Mutter. »In staatlichen Krankenhäusern sterben weniger Leute.«

»Arzt hat rosa Krawatte.« Die alte Frau zeigte auf einen jungen Arzt, der sich am anderen Ende des Zimmers über eine betagte Patientin mit Kreislaufproblemen beugte. Sie flüsterte: »Rosa heißt homosexuell?«

»Spielt keine Rolle, was er ist«, gab Mutter zurück. »Schwulsein tut keinem weh.«

»Haben Sie immer recht, Lily.« Inna räusperte sich und spuckte wieder aus. »Ist gut, dass Sie mir sagen. Ich kenne nicht aus. In mein Land alle sind normal.«

Dann blieb ihr neugieriger Blick an meinem einst dunkelroten T-Shirt hängen, das nach Jahren häufigen Waschens zu einem fahlen Rosa verblasst war.

»Achte nicht auf sie«, raunte Mutter mir zu. »Sie kommt aus der Ukraine, wie mein Lucky. Rote Bete im Hirn. Hat Emphaseme. Sie bringt alles durcheinander. Stimmt's, Inna?«

Die Runzeln der Frau schrieben einen fröhlichen Ausdruck in ihr altes Gesicht, wie eine fremde Inschrift. »Besser durcheinander als wie tot!«

»Am Ende sind wir alle tot.« Plötzlich griff Mutter nach meiner Hand und zog mich zu sich herunter, um mir ins Ohr zu flüstern. »Willst du nicht wieder heiraten, Junge? Du brauchst jemanden, der sich um dich kümmert, falls ich hier nicht lebend rauskomme.«

»Schsch. Sag doch nicht so was, Mum. Bald bist du wieder auf den Beinen.«

Das Gerede vom Heiraten beunruhigte mich ziemlich, denn Mutter hatte immer jede Frau bekriegt, die ich mit nach Hause brachte – besonders Stephanie, meine schmerzhaft schöne Exfrau, die ich vielleicht mehr ver-

göttert hatte, als meine eheliche Pflicht gewesen wäre. Stephanie wusste von Anfang an, dass Mutter ihre einzige ernst zu nehmende Rivalin war, und die beiden hatten sich kaum die Mühe gemacht, ihren gegenseitigen Abscheu hinter höflichen Wangenküssen zu verbergen. Später, nach unserer Scheidung, hatte Stephanie mich bei meiner Mutter abgegeben wie eine aussortierte Matratze: »Du kannst ihn wiederhaben, Lily. Viel Spaß. Er ist völlig kaputt.« Und jetzt klang es irgendwie, als wollte auch meine Mutter mich weiterreichen.

»Der Arzt hat gesagt ...«, sie zeigte in Richtung der rosa Krawatte, »... ich habe ...«, sie fahndete nach dem richtigen Ausdruck, »... Innenhof-Flimmern!« Die Worte kamen mit einem Hauch von Abenteuerlust herausgesegelt wie eine Galeone mit geblähten Segeln. »Wer hätte das gedacht? Innenhof! Wie in Madeley Court! Mein Berthold wollte immer einen Innenhof einbauen. Oder ein Oberlicht.« Dann sank sie zurück in die Kissen und schloss die Augen, das Gesicht nach oben gereckt, als streckte sie sich der Sonne entgegen.

Es gab keinen Innenhof in Madeley Court, unserem Wohnblock, nur ein schmutziges Oberlicht über dem Treppenhaus. Und Mutters Behauptung, sie habe einst eine leidenschaftliche Affäre mit Berthold Lubetkin, dem Architekten des Wohnblocks, gehabt, hatte vermutlich ebenso viel reale Substanz wie der Innenhof.

»Irgendwo ist es, Bert. Unterm Sofa, glaube ich«, beharrte sie. Arme Mum, dachte ich. Jetzt baut sie endgültig ab. Wer hat je von einem Oberlicht unter dem Sofa gehört?

Ich drückte ihre Hand und murmelte: »Licht suchend hat das Licht des Lichts vergessen.«

»Ah! Mit Shakespeare liegt man nie falsch! Haben Sie

das gehört, Inna? William Shakespeare, der unsterbliche Barde? Sag noch was, Bertie!«

»Eitel ist jede Lust, am meisten die mit Mühen kaufend nichts erwirbt als Müh' ...«, zitierte ich weiter Berownes Rede.

Die alte Frau sah mich beeindruckt an. »Ist Puschkin, ja?«

»Siehst du, was ich meine?«, sagte Mutter. »Emphase me. Ach, Inna, singen Sie uns doch eins von Ihren ausländischen Liedern vor.«

Die alte Frau räusperte sich, spuckte aus und begann leiernd zu trällern: »*Poviy vitre na-a Ukrainu* ... Wunder-schöne Lied aus mein Land. *De salischil jah-ab-ab* ...«

Die anderen Patientinnen reckten die Hälse, um zu sehen, wo der Krach herkam. Dann trat der Arzt mit der rosa Krawatte zu uns und konsultierte seine Aufzeichnungen. Er wirkte kaum älter als ein Teenager und hatte strubbeliges Haar und lange, spitze Schuhe, die mal geputzt werden mussten.

»Sind Sie Mr ... äh ... Lukashenko?«

Doch dies war nicht der richtige Zeitpunkt, um die komplexe Ehegeschichte meiner Mutter zu erläutern.

»Nein. Ich bin ihr Sohn. Berthold Sidebottom.« Ignoranten Menschen gab der Name Sidebottom zuweilen Anlass zur Heiterkeit, und der junge Arzt schien dazugehören. In Wirklichkeit war Sidebottom ein alter angelsächsischer Ortsname mit der Bedeutung »breites Tal«, dessen Ursprung vermutlich in Cheshire lag.

Der Arzt versteckte sein Grinsen hinter der Hand, rückte seine Krawatte zurecht und erklärte, dass meine Mutter Vorhofflimmern habe. »Ich habe sie gefragt, wie viele Zigaretten sie pro Tag raucht. Ihr Herz ist in keiner guten Verfassung«, sagte er leise.

»Was hat sie gesagt?«

»Sie sagte, erster März 1932.«

»Das ist ihr Geburtstag. Sie ist gerade zweiundachtzig geworden. Ich weiß auch nicht genau, wie viel sie raucht. Sie hält es geheim – sie will kein schlechtes Vorbild für mich abgeben.«

Der Teenager-Arzt kratzte sich mit dem Kugelschreiber hinterm Ohr. »Wir behalten sie besser ein paar Tage hier, Mr ... äh ... Lukashenko.« Er spähte in seine Aufzeichnungen.

»Sidebottom. Lukashenko war ihr Mann.«

»Mr Sidebottom. Hm. Ist Ihnen an Ihrer Mutter in letzter Zeit eine Veränderung aufgefallen? War sie vergesslicher als sonst?«

»Veränderung? Vergesslich? Nicht dass ich wüsste.« Ich für meinen Teil hatte festgestellt, dass eine gewisse selektive Amnesie im Umgang mit den Wechselfällen des Lebens durchaus hilfreich sein konnte. »Nicht kann sie Alter hinwelken, täglich Sehn an ihr nicht stumpfen den immerneuen Reiz«, murmelte ich.

Zu meiner Verlegenheit hatte ich plötzlich Tränen in den Augen. Ich dachte an all die Jahre, in denen ich mir mit Mutter die Wohnung im obersten Stock von Madeley Court geteilt hatte, an all die Ehemänner und Liebhaber, die Politik, den süßen Sherry, den Papagei. In meiner Erinnerung hatte sie selbst in den besten Zeiten seltsames Zeug geredet, doch im Grunde war sie mir immer ein Fels in der Brandung gewesen. »Shakespeare«, erklärte ich. Der Teenager-Arzt wirkte verschnupft, als hätte ich versucht, ihm eins reinzuwürgen, also erläuterte ich: »Wenn man zusammenlebt, bemerkt man Veränderungen manchmal nicht. Sie p-passieren so allmählich.«